

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 8 (1904)

Artikel: Das Wunder [Schluss]
Autor: Goeringer, Irma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576084>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Nach Federzeichnung von Hedwig Diezi-Bion, Bern.

Das Wunder

Nachdruck verboten.

Eine Geschichte aus dem Schwarzwald. Von Irma Goeringer, Zürich.

(Schluß).

Wie Sandkörner durch die Finger eines spielenden Kindes rannen für Anna die Tage hin: nichts blieb von den wechselnden Stunden übrig, nichts haftete als frohe oder trübe Erinnerung in ihrem Gedächtnis.

Ihre Seele lag im Schlaf, ihr Empfinden war matt und stumpf.

Es schien, als habe sie ihre Kraft verbraucht in dem langen, mühsamen Kampf um ihre Freiheit. Nun, da sie diese endgültig aufgegeben hatte, ließ die Spannung nach, und eine große Schläffheit trat an ihre Stelle.

Dem Xaver war ganz ängstlich zu Mut in Gegenwart seiner stillen Braut. Anfänglich hatte er an sein Glück nicht glauben wollen. Er meinte, der Schusterschmid halte ihn zum besten. Erst als Anna selbst mit einem kleinen Lächeln, das ihr Gesichtchen nur noch trauriger machte, ihre Hand in die seine legte, kam es über ihn wie ein Rausch von Seligkeit. Er riß die junge Frau in seine Arme und drückte leidenschaftliche Küsse auf ihren geduldigen Mund.

Er sah es nicht, daß Anna sehr blaß war, als er sie losließ, und daß ein erschrockenes Grauen in ihren Augen stand.

Bei dieser einen heftigen Zärtlichkeit war es geblieben. So fest und forsch der Xaver im Männerkreise war, vor den ernststen Augen seiner Braut hatte er Furcht.

Anna selbst wußte nicht, wie sehr sie sich veränderte. Sie wehrte sich nur unwillkürlich gegen jedes Nachdenken. Die Vergangenheit sollte und mußte für sie vorbei sein. In die Gräber ihrer Lieben hatte sie noch die Erinnerung an sie gelegt: nun war alles tot, alles begraben. Hansens Bild hing nicht mehr in der Stube. An seiner

Stelle sah jetzt eine Mater dolorosa auf das junge Weib hernieder. Sie hatte die Hände unter dem Herzen gefaltet, das sieben Schwerter durchdrangen. Vor dem steifen Delbruck stand Anna oft und blickte mit glanzlosen, trockenen Augen in das Antlitz der schmerzreichen Gottesmutter. Sie dachte sich nichts dabei; unbewußt tat es ihr gut, ein anderes Leid vor sich zu sehen, sich an der Ergebung eines andern Weibes — einer Heiligen — aufzurichten.

So verging die Zeit, der Hochzeitstag wurde festgesetzt. „Endlich!“ jubelte der Xaver und preßte Annas Hand, daß es sie schmerzte.

Sie blickte über ihn hinweg, durch das offene Fenster in die sonnendurchleuchtete Frühlingslandschaft. Ihre Seele war weit fort, sie flog unaufhaltsam den verbotenen Weg zurück in die Vergangenheit. An einem Waidtag, wie heute, hatte sie an eben dieser Stelle gestanden und hinausgeschaut in die duftige Pracht der werdenden Erdenblüte. Sie hatte einiges in den Stuben geordnet für ihren baldigen Einzug als junge Frau; der Hans holte sie ab, und ehe sie das Haus verließen, hatten sie noch gemeinsam einen Blick getan von der Höhe ihres künftigen Heimes hinab ins Tal. Da war auch vom Hochzeitstag die Rede gewesen — behutsam und zärtlich hatte Hans ihre Augen geküßt, und in seinen Armen überrieselte sie die Ahnung aller Glücksvollendung so mächtig, daß ihr das Herz weh tat von übermächtiger Seligkeit.

Der Xaver sah überrascht die Veränderung in Annes Mienen. Ihre Augen glänzten und strahlten, wie er sie nie gesehen hatte, ihr Mund war leicht geöffnet, und ihre blassen Wangen färbten sich mit zartem Rot.

„Annele,“ rief er, „Annele, was heßt denn?“

Erschrocken zuckte sie zusammen. Ihr Blick irrte ratlos über den Mann an ihrer Seite. Ihre Züge nahmen einen fast feindseligen Ausdruck an, als sie ihn erkannte. Erloschen war der Glanz, der sie verschönte, wieder versunken mit der Zauberwelt der Erinnerung. Mit breitem Grinsen stand die Wirklichkeit vor ihr und forderte ihr Recht.

Da packte eine wilde Empörung, ein jähes, rasendes Aufflammen das sonst so sanfte Weib. Der Widerwille gegen den aufgedrungenen Mann, die Verzweiflung über die Grausamkeit ihres Schicksals, die Not ihrer einsamen Seele brachen gewaltsam die Fesseln der Selbstbeherrschung.

Entsetzt starrte Xaver das bebende Weib an. Sein blödes Gesicht, seine Verständnislosigkeit steigerten noch Annas Wut. Sie schlug nach seinen Händen, die er nach ihr ausstreckte, sie stieß ihn heftig zurück, als er die Wankende stützen wollte, und rief wie sinnlos unaufhörlich nur die Worte:

„Geh' jetzt, geh' jetzt, geh' jetzt!“

Schließlich fühlte er, daß es das Beste sei, ihr zu gehorchen — zögernd entfernte er sich.

Sobald die Türe ins Schloß fiel, atmete Anna leichter. Ihre Aufregung ließ nach. Erschöpft warf sie sich vor dem Muttergottesbild auf die Knie, legte die Stirn auf das harte Holz des Pultes und betete.

Die Nacht erfüllte mit ihren dunkeln Schatten die kleine Kammer, als Anna sich endlich erhob. Sie glaubte, jetzt den letzten Kampf durchringen zu haben, sie glaubte fertig zu sein mit allem, was ungebärdig und wild in ihr sich gegen ihr Schicksal auflehnte.

Am andern Tag war alles beim alten. Anna trat Xaver wie früher mit ruhigem Ernst gegenüber, und der Mann, der um die Erfüllung seines heißesten Wunsches gebangt hatte, vergaß gern den Auftritt, dessen Schrecken noch in ihm nachzitterte.

* * *

Das Brautpaar hatte alle umliegenden großen und kleinen Gehöfte besucht und die Leute nach altem Brauch zur Hochzeit eingeladen:

„Bis Mönchtig über acht Tag sollt Ihr höflich iglade si zu is zur Hochzitt. Um zehn Uhr isch Kirch, derno goht's in Dsche ins Wirtshus. Wenn wir Euch könne gegebene, so wolle mer's au tu, sei's in Freud oder Leid, lieber aber no in Freud.“

Als sie zum Pfarrer kamen, reichte ihr der Geistliche herzlich die Hand:

„Gott schütze dich, mein Kind, und schenke dir ein starkes Herz!“

Seither dachte sie immer an diese Worte. Sie klangen in ihr nach und wurden zu einem stummen Gebet: „Schütze mich, Gott, und schenk' mir ein starkes Herz!“

Dann hoffte sie wieder, daß sie sich mit der Zeit in Xavers Art hineinfinden würde. Sie hielt sich seine guten Eigenschaften vor. Er war fleißig und gutmütig. Er liebte sie. Aber gerade das war ihr zuwider. Wenn er ruhig und gleichmäßig mit ihr verkehrt hätte, vielleicht würde dann allmählich so etwas wie Zuneigung in ihr aufgeblüht sein. Als sie den Kranz auf Hansles Grab fand, glaubte sie daran. Doch wie er ihr den ersten Kuß gab, stieß sie ein unbezwingbares Grauen. Seither belästigte er sie selten. Nur manchmal sah sie in seinen

hellen Augen einen Funken aufglimmen, vor dem sie sich fürchtete. Noch besaß sie die Macht, ihn zurückzuhalten; aber sie fühlte, daß er nur auf den Tag wartete, der ihm ein Recht über sie gab. Dann würde er sich als der Herr zeigen.

An ihrem Hochzeitsmorgen, ehe sie zur Trauung abgeholt wurde, stand Anna an dem offenen Fenster ihrer Küche und schaute hinaus. Der Kirschbaum vor ihrem Hause hatte Knospen angelegt, bald würden sie sich der Sonne erschließen. Sie dachte daran, wie sie sich freute, als er das erste Mal blühte in ihrer jungen Ehe. Wie schön war das! Sie stand mit Hans an derselben Stelle, hier in der Küche, er schlang den Arm um sie, und sie lehnte den Kopf an seine Schulter. Gemeinsam hatten sie den Baum angestaunt, der, mit tausend weißen Blüten bedeckt, sich vor der dunkeln Landschaft abhob wie eine helle Märchengestalt. So froh war ihr zu Mut gewesen, so frühlingssfrisch, so glückesgläubig. Auch sie trug ja eine Knospe in sich, ein kleines Menschenkind, die Frucht am Stamm ihrer Liebe.

Später hatte der Hans unter den Baum eine Bank gezimmert und einen Tisch.

Oft saßen sie dort nach Feierabend, redeten oder schwiegen, wie es ihnen in den Sinn kam; immer aber wußten sie sich eins in ihren Herzen. Auch als Hans von ihr gegangen war, blieb die Bank unter dem Kirschbaum Annas Lieblingsplätzchen, dort träumte sie am liebsten von ihrem toten Glück.

Von heute an wird es anders sein. Dann sitzt der Xaver neben ihr, der ein Recht hat auf diesen Platz. Und sie kann es nicht wehren. Sie muß dulden, daß auf dem Feld, im Stall und im Haus ein anderer Herr ist, einer, dem auch sie sich fügen muß mit ihrem jungen Leibe. Ueberall und überall wird der Xaver Meister sein.

Anna schaut empor, als erwarte sie Hülfe von einer höhern Macht. Gott ist ja barmherzig, er kann sie nicht verlassen in dieser Stunde. Hat sie ihm nicht treu gedient? Ist sie nicht stets fromm und voll Andacht in sein Haus getreten? Hat sie ihm nicht gedankt in Glück und Seligkeit? Hat sie sich nicht demütig gebeugt unter seinem Ratsschluß, als er ihr das Liebste nahm? Ja, hat sie nicht das Schwerste, das fast Unmögliche auf sich genommen, gehorsam seinem Befehle, in der Erfüllung des vierten Gebotes? „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden.“ Hieß es nicht so? Hatte sie nicht getan nach seinem heiligen Willen? Und doch gab er ihr nicht den süßen Lohn — „auf daß es dir wohl gehe auf Erden“ — nein, er schlug ihr Herz mit Nuten, daß es blutete aus tiefen eiternden Wunden. War sie verworfen vor dem Angesicht des Höchsten? Warum? Was hatte sie gesündigt? Wo war ihr Verschulden? Oder aber wollte Gott sie nur prüfen bis zuletzt? Wollte er ihr seine Gnade vorenthalten, bis sie das Gelübde getan an seinem Altar? Nahm er sie erst dort in seiner Kirche an sein Herz, träufelte er dort, in seinem heiligen Hause den Balsam in ihre zerriffene Seele?

Ein Hoffnungslächeln erhellte ihr Gesicht. Gewiß, so war es, so mußte es sein! Hatte Gott sie treu erfunden bis zuletzt, hatte sie das Wort gesprochen, das ihren demütigen Gehorsam erwies, dann goß er die Fülle seiner Gnade über sie aus, dann wurde die Verheißung an

ihr zur Wahrheit, dann — würde es ihr wohlgehen auf Erden.

Und mit gläubig erhobenen Haupte erwartete Anna die Brautführerinnen, die kamen mit Spiel und bunten Bändern, um sie abzuholen zu ihrer Hochzeit. Festen Fußes schritt sie inmitten der Gespielinnen, ein seltsames Lächeln auf den Lippen, ein seltsames Leuchten in den Augen, im Herzen Zuversicht und Erwartung: Gott wird ein Wunder tun!

VIII.

Als das Brautpaar beim Standesbeamten war, kam der alte Landarzt, Dr. Kaiser, das Tal herauf und blieb, da er die Hochzeitsgesellschaft erreicht hatte, bei ihnen stehen, um das junge Ehepaar zu erwarten. Ihm gefiel diese Heirat nicht. Das hatte er auch am Abend vorher dem Pfarrer beim Abendschoppen bündig ins Gesicht gesagt:

„Hochwürden, ist dieser Verspruch Ihr Werk, dann haben Sie eine Dummheit gemacht, nehmen Sie mir das nicht übel! Muß denn absolut geheiratet sein? Sie sollten doch wissen, daß es auch ganz gut ohne das geht. Aber so seid ihr geistlichen Herren, überall müßt ihr eure Finger dabei haben, wenn ihr grad nix davon versteht!“

Unwillig trank er sein Bier aus und trommelte mit den kurzen Fingern einen Sturm marsch auf den Tisch. Der Pfarrer nahm auch einen tüchtigen Schluck und sagte dann friedlich:

„Lieber Doktor, ich bin genau solange hier wie Sie und kenne meine Talbewohner. Sie wissen ja ebenso gut wie ich, daß es den Leuten gegen den Strich geht, wenn eine junge saubere Wittib unvermählt bleibt. Unsere Bauern nehmen das Leben, wie es ist. Sie sind ehrlich, aber kurz in ihrer Trauer, und haben sie dem Toten die Ehre gegeben, so denken sie wieder an sich und was der Tag von ihnen verlangt. Die Anna hat ihrem Mann sowieso viel länger, als es üblich ist, nachgeweint. Als sie damals, nach dem Tod ihres Kindes, bei mir war, kam sie mir so seltsam vor: sie hatte da eine fixe Idee von göttlicher Strafe. Das Alleinsein schien mir das Ungeündeste für sie, und deshalb hielt ich es für meine Pflicht, ihr zur Heirat mit dem Jordan zuzureden. Ich dachte: Wenn sie erst mal Mann und Kinder hat, hören die Grübeleien von selber auf. Meine Pfarrkinder sollen ihren Gott lieben und fürchten auf eine gesunde, natürliche Art, wie es zu ihnen und ihrem Leben paßt. Aber sie sollen nicht über ihn nachgrübeln. Das führt zu nichts und zerstört höchstens ein sonst gottgefälliges Gemüt. Die Anna war aber nicht weit von religiöser Schwermut entfernt, und darum habe ich meinen Einfluß auf sie benützt und ihr neue Pflichten gegeben. Gottlob ist unser Volk gesund genug, um die Anforderungen, die Natur und Leben an sie stellen, als bestes Heilmittel gegen gemütlüche Verstimmung zu betrachten. Wenn ich mich übrigens recht erinnere, sind es eben Sie, Herr Doktor, dem ich diese Weisheit verdanke. Und nun wollen Sie meine Nutzenwendung Ihrer Lehren mit den schönsten Worten abtun, daß ich mich in Dinge mische, die ich nicht verstehe! Oh! Oh!“

Der Pfarrer war sehr vergnügt. Er neckte den Doktor und rieb sich in aller Freundschaft gern ein wenig an ihm. Sie wußten ja beide, daß sie sich nichts übel

nahmen, weil sie sich ehrlich schätzten. Jeder tat auf seinem Felde nach allen Kräften seine Pflicht, und nicht nur als Arzt und Geistlicher, sondern auch als warmfühlender, guter Mensch.

Diesmal verschwanden aber die Wolken auf der Stirn des Arztes nicht. Sie hatten sich sogar während des Pfarrers Rede noch verdichtet, und als ihm der Geistliche fröhlich zutrank, da griff er zwar auch nach seinem Glas, setzte es jedoch rasch wieder ab. Er dachte angestrengt nach. Plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch:

„Und es ist doch, wie ich's sage! Danken Sie Ihrem Schöpfer, Hochwürden, wenn die Geschichte gut abläuft! Sie haben da was Nettes angerichtet, alle Achtung! Ich sag's ja immer. Zum Pfarrer laufen die Leute, wenn sie heiraten wollen, das halten sie für nötig — aber zum Doktor, zu dem kommen sie nicht! Und gerade das wäre das Wichtigste!“

„Aber, lieber Freund, wir leben doch nicht in der Stadt, wir haben doch hier keine Neurastheniker und hysterischen! Ich glaube, einstweilen sind Sie beim Heiraten viel weniger nötig als ich!“

„Dummes Zeug! Sie werden es ja erleben! Sie haben zu dieser verfluchten Heirat zugeredet, und ich hätte abgeraten — abgeraten — abgeraten . . .“

„Aber warum denn, lieber Doktor, warum denn?“

„Das will ich Ihnen sagen, Hochwürden, und nachher werden Sie es vielleicht nicht mehr für überflüssig halten, wenn man dem Doktor auch Sitz und Stimme im Hochzeitsrat gönnt . . . Da Sie, wie Sie vorhin sagten, ebensolange hier sind wie ich, so haben Sie ja auch Annas Mutter gekannt, nicht wahr?“

„Ja, eine zierliche, blasse Frau, die es nicht vergessen konnte, daß sie in der Stadt geboren war. Ein wenig leidend ist sie wohl immer gewesen?“

„Brustleidend, jawohl! Aber das ist das Wenigste. Die Frau litt an einem andern Uebel, das viel schlimmer war. Sie graute sich vor ihrem Mann, sie fürchtete und haßte ihn. Darum verfiel sie so bald, darum tat sie nichts, um ihre Gesundheit zu erhalten. Bei Wind und Wetter hat sie im Feld gearbeitet wie ein Landkind, sie, die zarte, blutarme, nervöse Städterin. Sie war froh, als der Tod sie holte, fort von ihrem Mann.“

„Das ist ja furchtbar! Warum hat sie ihn denn geheiratet? Das Paar schien mir nie zusammenzupassen.“

„Tat es auch nicht. Der Schuster war und blieb ein roher Bauer trotz der Lehre und der Gesellenzeit in der Stadt. Dort wohnte er bei einer Näherin, einer alten Frau, die er nie zu Gesicht bekam. Resi, ihre Tochter, tat alle Arbeit, versorgte den Mieter und pflegte ihre Mutter. Eines Abends — der Schuster saß in seinem Zimmer — kam die Resi von einem Ausgang heim, und als sie ihr Wohnzimmer betrat, fand sie die Mutter — am Fensterkreuz erhängt.“

„Um Gotteswillen!“

„Ja, Hochwürden! Die alte Frau war jahrelang irrsinnig gewesen. Eine Zeit lang hatte man sie in einer Anstalt behalten, dann sandte man sie heim als ungefährlich. Resi empfand die Krankheit der Mutter halb als Schande und arbeitete sich lieber fast tot, als daß

sie jemand ins Vertrauen gezogen hätte oder sich helfen ließ. Nun gab es freilich nichts mehr zu verheimlichen. Damals stand ihr der Schuster treulich bei, und nachdem die Mutter bestattet war, bot er der Heimatlosen die Hand. Sie schlug ein, halb aus Gleichgiltigkeit, halb, weil sie nicht wußte, wohin sie sollte. Sie mochte nicht in der Stadt bleiben, wo man jetzt ihre Geschichte kannte. . . .

„Davon hat sie mir kein Wort erzählt, und ich war doch ihr Seelsorger!“ Der Pfarrer sagte es fast gekränkt.

„Sie sprach niemals davon. Auch mir hat sie's nur gebeichtet, ehe sie zum Sterben kam aus Angst für ihr Kind, für das Annele.“

„Aus Angst?“

„Ja, sie hörte irgendwo, daß Irrsinn erblich sei, und weil sie das Annele nur mit Widerwillen empfangen hatte, weil sie es in finstern und unglücklichen Gedanken unter dem Herzen trug, fürchtete sie die Gefahr der Vererbung. Unsere Landleute, die immer bei ihren Tieren die Eigenschaften und Merkmale der Eltern an den Jungen wiedersehen, sind diesen Gedanken sehr zugänglich. . . . Ich habe die Frau damals beruhigt. Das Annele war kräftig und munter, wenn auch nicht so robust wie die andern Kinder. Besonders im Gefühlsleben zeigte sich ein tiefer Unterschied. Die Kleine nahm alles schwerer und besonders viel empfindlicher auf. Einmal sah ich, wie ein Sommergast, ein Mensch, der mir selbst zuwider war, dem Annele und seiner Freundin Schokolade schenkte. Die Kinder griffen danach auf sehr verschiedene Art. Annele zögernd, sehen, die andere leck und begierig. Der Herr beugte sich dann rasch und küßte die kleine Kecke, die es lachend geschehen ließ. Da er nun aber auch Anna an sich ziehen wollte, warf das Mädel die Schokolade auf den Boden und lief schreiend davon. Später, als der Hans und die Anna heirateten, habe ich mich tüchtig gefreut. Bei dem war sie in guten Händen. Dann kam Schlag auf Schlag, und jedesmal, wenn ich die Anna sah, machte sie mir Sorge. Das ist eine Blume, Hochwürden, die nur in der Sonne gedeiht, und die Ehe mit dem Xaver wird voll Schatten sein, weil die Liebe fehlt. . . . Glauben Sie, Hochwürden, daß ich sentimental bin? Oder, daß ich Ueberspanntheiten gutheißt? Ich denk, nein! Ich weiß so gut wie Sie, daß neun Zehntel unserer Bauernehen ohne große Liebe geschlossen werden und sehr gut dabei bestehen. Es gibt aber Menschen, die das nicht vertragen. Zu denen gehört die Anna. Die ist aus anderm Holz geschnitten als die übrigen Weiber. Hätten Sie doch das arme Ding in Ruh gelassen, Hochwürden!“

Dem Pfarrer wurde es unbehaglich.

„Ich glaube doch, Sie sehen zu schwarz, Doktor! Mir kam die Anna neulich zwar auch sehr blaß und schwach vor. Aber das habe ich auf die Pflege geworfen.“

„Auf die Pflege? Auf was für eine Pflege?“

„Nun, bei dem Wilhelm Schoch, der dem Hansle so ähnlich ist.“

„Bei dem Scharlachfall? Das fehlte gerade noch! Himmelkreuzdonnerwetter!“

„Aber, Doktor, nicht fluchen! Es war doch eine schöne Tat von der Anna. Sie hat das Kind Tag und Nacht gepflegt, bis vor vier Tagen die Gefahr vorbei war. Ich habe mich wirklich über sie gefreut.“

„Soooo? Gefreut haben Sie sich? Ich hätt' Ihnen wahrhaftig mehr Verstand zugetraut, Hochwürden! Oder würden Sie sich auch freuen, wenn Sie für gewiß wüßten, daß die Anna unter anderm die Pflege übernommen hat mit dem ganz kleinen Hintergedanken: „Vielleicht faßt mich die Krankheit auch, und nachher ist's am Ende aus mit aller Not, aus mit dieser greulichen Heirat!“ Hm, Hochwürden, freut Sie die Pflege noch?“

„Doktor, Sie sind ein Heide! Dazu hat die Anna viel zu viel Gottvertrauen!“

„Das hindert oft gar nicht, daß die Leute dem Teufel sehr weit entgegenkommen.“

„Aber, Doktor, ist die Ansteckungsgefahr denn so groß?“

„Bei einem durch Sorgen, Angst, Ueberanstrengung, schlechte Nahrung und Schlaflosigkeit entkräfteten Körper, ja! Und das alles wird, wie ich die Anna kenne, zutreffen. Wenn die Krankheit bei ihr zum Ausbruch käme, dann, ja dann mag ihr Gott helfen, Hochwürden, ich allein werde da nicht viel vermögen.“

Das sagte der Doktor so traurig, daß er den Pfarrer damit ansteckte. Schweigend saßen die Herren noch eine Weile, dann fanden sie das Bier plötzlich abgestanden und warm. Sie zahlten und gingen heim, jeder einer unruhigen Nacht entgegen.

* * *

Nun stand Dr. Kaiser und wartete auf das junge Ehepaar. Er schalt sich selbst einen Angsthasen; aber damit trieb er ein beklemmendes Gefühl, das ihn quälte, nicht fort. Er wollte Anna im hellen Sonnenschein sehen; vielleicht war dann alles gut, und er konnte ruhig auf seine Praxis gehen.

Hand in Hand stiegen Jordan und Anna die Treppe des Rathhauses hinab. Der Xaver hatte nach ihrer Hand gegriffen, und Anna ließ sie ihm, weil sie gar nicht darauf acht hatte.

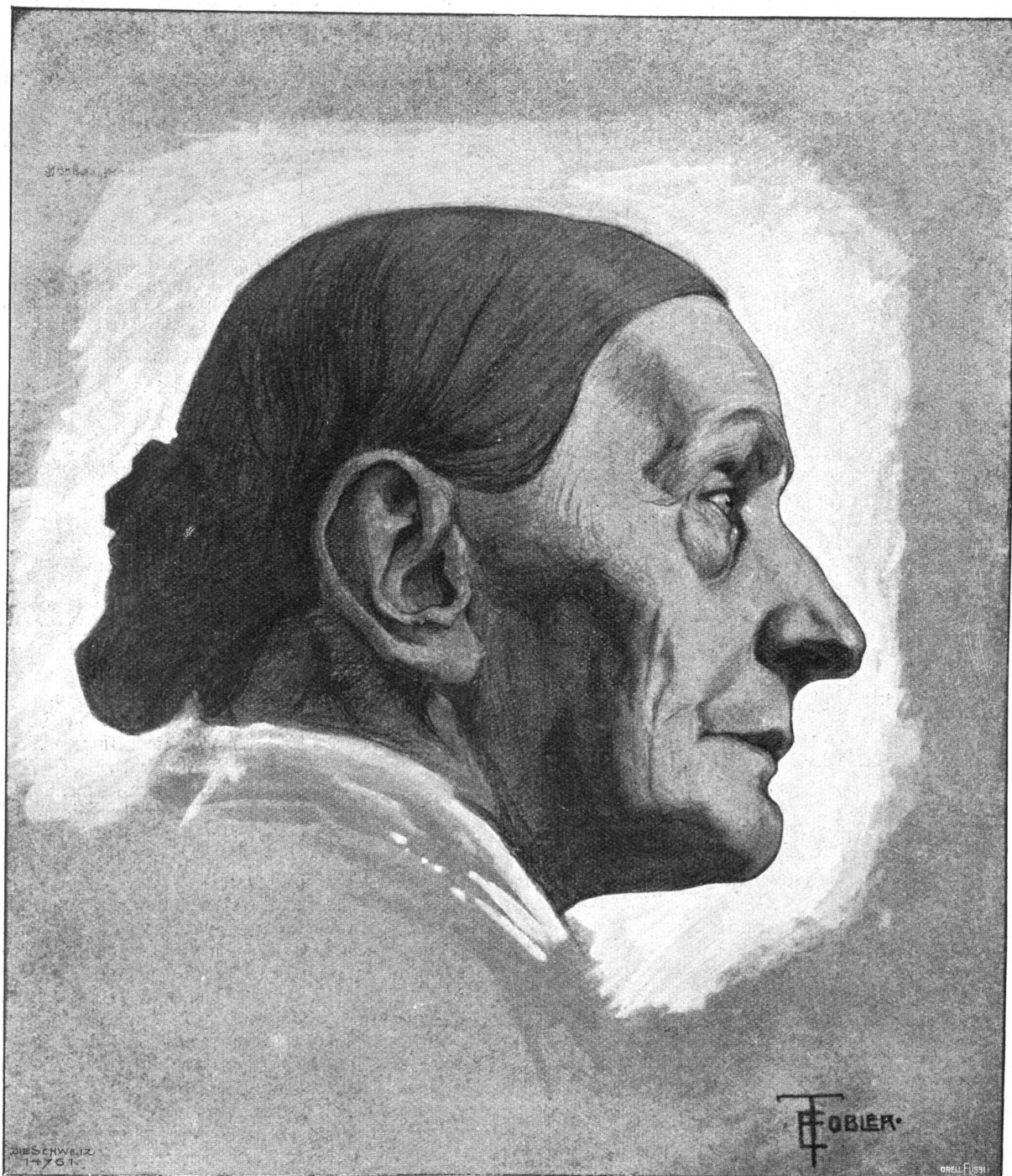
Die Gedanken wogten in ihrem Kopf wie unruhige Wellen. Nun mußte das Wunder ja bald kommen, bald — halb — es mußte! Gott ließ seiner nicht spotten. Auf dem Delberg hatte Jesus Christus gerufen: „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen.“ und auf Golgatha fand er den Vater wieder. Nun stand sie ja auf Golgatha. Das Kreuz war errichtet — nein — der Altar — Nun wollte sie opfern, nun kam das Wunder. Sie war bereit, es zu empfangen. Ungeduldig drängte sie zur Kirche. An dem Doktor schritt sie vorbei, ohne ihn zu sehen.

Der starrte ihr entsezt nach. Das war ja schlimmer, viel schlimmer als seine Befürchtung. In schwerer Sorge folgte er den Hochzeitem in die Kirche.

Durch die bunten Glasfenster des Schiffes fallen die Sonnenstrahlen schräg hinein, sie zittern über die hölzernen Gebethänke, gleiten über das ewige Lämpchen, versangen sich in den glänzenden Perlen der Brautjungfernkronen. . . .

Anna schreitet langsam zum Altar. Hat sie das nicht schon einmal gesehen, ebenso schön, ebenso feierlich, nur wärmer, viel wärmer. . . . Wann war das?

Das Brautpaar steht vor dem Pfarrer, der ruhig gesammelt, aber blässer als sonst erscheint. Er spricht gut und eindringlich. Anna hört ihn nicht. Ihr Blick

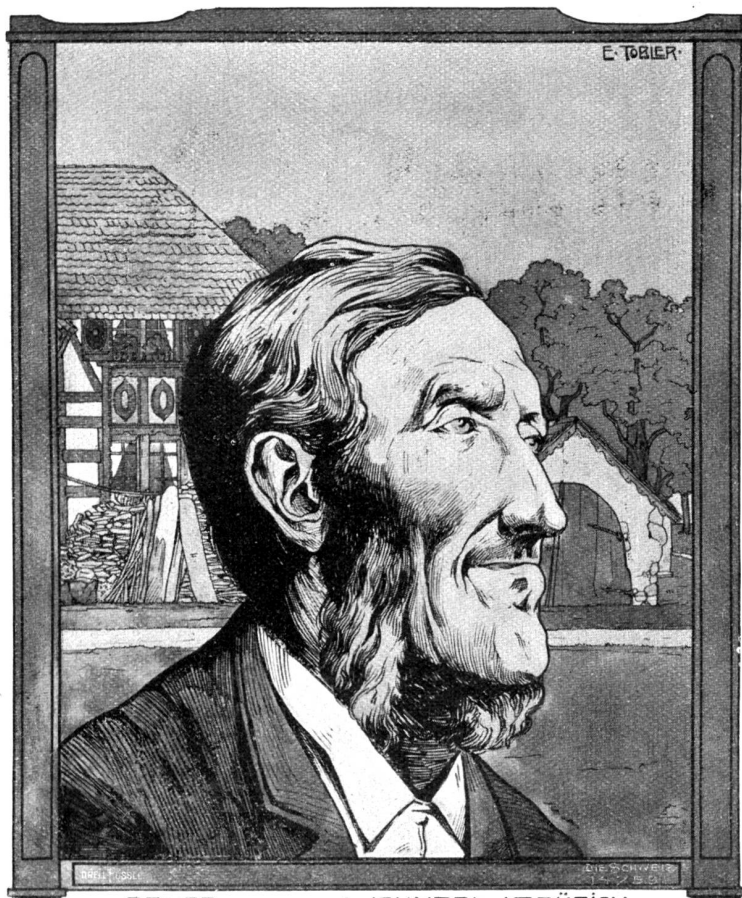


Frau Sorge. Studienkopf von Ernst Lobler, Zürich.

hat sich festgefangen an dem Altarbild, an den Wundmalen des Heilandes, der mit ausgebreiteten Armen steht, als rufe er wieder und wieder: „Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken!“

Anna steht und wartet. Nun sind die Gedanken zu einem Rad geworden, das sich im Kreise dreht, unaufhörlich und rasch, immer rascher.

Gott hat ihr genommen, was ihr lieb war, und hat ihr eine schwere Versuchung auferlegt. Wie Abraham seinen Sohn Isaak, so soll sie ihr Herz Gott zum Opfer bringen. Er hat es verlangt, und sie hat es getan. Den Armen zu geben und die Kranken zu pflegen hat er befohlen. Sie gab seit Wochen ihre Speise den Armen und den Schlaf ihrer Nächte den Kranken. „Du sollst ehren Vater und Mutter . . .“ — sie hat den Vater



•BRAUER AUS DEM WEHNTAL •KT-ZÜRICH•

Nach kolorierter Federzeichnung von Ernst Tobler, Zürich.

geehrt, indem sie ihm gehorchte um Gotteswillen. Nun mußte die Verheißung sich an ihr erfüllen. Sie mußte... Denn wenn sie sich nicht erfüllte, was galt dann noch das Gebot? Gott war ihr die Erfüllung schuldig, jawohl schuldig... Wo war sie, warum kam sie nicht? Ihre Augen bohrten sich in die gemalten Augen des Heilandes:

„Du bist für alle gestorben, also auch für mich. Bitte deinen Vater, daß er mich nicht vergesse!“

Das Rad drehte sich immer rascher, immer rascher.

Dazwischen hört sie einzelne Worte des Geistlichen: „Heiligkeit des Ehestandes“, „Von Gott geordnet und gesegnet“, „Ein Mensch soll Vater und Mutter verlassen und dem Weibe anhängen...“

„Vater und Mutter verlassen? Ein Mensch?“ — Also der Mann darf Vater und Mutter verlassen und dem Weibe anhängen... Aber das Weib — darf es nicht? Ach, das geht sie ja nichts an: ihr Mann war tot, schon lange. Aber nein, da stand er neben ihr, der Hans... nein... der Xaver...“

„So sind sie nun nicht mehr zwei sondern eins!“ Aber dann konnte man doch nur einmal heiraten. Man konnte doch nicht mit zweien eins sein. Mit dem Hans war sie eins gewesen, was ging sie dann der Xaver an?

„Die Ehe ist ein unauflöslicher Bund, der ehrlich gehalten werden soll von beiden bis in den Tod...“

Was ist das? Diese Worte? Für einen Augenblick zerreißen die Nebelgebilde, das Rad steht still...“

Und in diesem Augenblick sieht sie in schärfster Deutlichkeit und mit jener wahn-sinnigen Schnelligkeit, die nur die höchste Lebensgefahr oder das Fieber kennt, Bild um Bild an sich vorüberziehen.

Hans und sie am Altar, auf dem Friedhof nach der Trauung, Hans im Sarg, ihr Kind im Sarg, den Tannenreisfranz auf dem Grabe.

Sie hört die Worte, mit denen sie Hans Liebe und Treue gelobt auch über den Tod hinaus, sie hört — das Wort, mit dem sie ihren Schwur brach, das Wort, das sie dem Xaver anverlobte.

Da packt und schüttelt sie eine furchtbare Erkenntnis. Sie hat die Treue gelogen, sie hat den Schwur nicht gehalten, sie ist wort-brüchig, ist verworfen vor Gott in Zeit und Ewigkeit!

Keiner kann ihr das vergeben! Alles andere war ja nur Verjüngung ihrer Liebes-stärke, und sie hat sich schwach, zerbrechlich schwach erwiesen.

Sie hat Gott nicht erkannt, und darum erkennt er sie heute nicht. Kein Wunder gibt es für sie, keine Verheißung, nur Ver-dammnis der tiefsten, brandroten Hölle!

Der Pfarrer sah die Veränderung in Annas Gesicht. Rasch wollte er die Trau-ung vollziehen und richtete in kürzern Wor-ten die Frage an die Eheleute.

Aber ehe Xaver antworten konnte, schleu-dert ihn Anna mit einer gewaltigen Be-wegung zur Seite. Hoch erhebt sich ihre Gestalt, hoch reckt sie die Arme über den Kopf und ruft, daß es gellend von den Wänden widerhallte:

„Ich will nicht verdammt sein! Gott und alle Hei-ligen rufe ich als Zeugen — Hans Huber, dir halte ich Treue so im Leben, so im Sterben, so über den Tod hinaus, in Ewigkeit, Amen!“

Einen Augenblick war es totenstill in der Kirche. Dann schwankte Annas schlanke Gestalt, und der Pfarrer fing die Bewußtlose in seinen Armen auf. Er und der Doktor, der sich rasch durch die aufgeregte Menge drängte, trugen sie in die Sakristei.

Niemand durfte folgen. Auf ein paar Altartücher legten sie das junge Weib. Dann öffnete der Doktor hastig das Nieder und beugte sich über die Brust. Mit einem leisen Ausruf fuhr er zurück.

Der Pfarrer trat näher: „Um Himmelswillen, was ist?“

Der Doktor sah mit einem Blick auf, den der Pfarrer nie vergaß, und sagte kurz:

„Scharlach! Wenn sie davontommen soll, muß Gott ein Wunder tun. Bete, Pfarrer, bete!“

* * *

Wochenlang lag Anna in hoher Lebensgefahr. Das Scharlachfieber brach mit einer Gewalt aus, die immer

neue Kraft zog aus dem geschwächten Körper. Trotzdem genas sie allmählich.

Aber ihr Geist blieb umnachtet. Sie wohnte bei dem jungen Ehepaar, dessen kleinen Wilhelm sie gesund gepflegt und bei dem sie sich Scharlach geholt hatte. Die Ähnlichkeit des Kleinen mit dem toten Hansle half zu einer lieblichen Täuschung. Sie hielt den Wilhelm für ihren Jungen, nannte ihn Hansle und war glücklich, ihn hegen und für ihn sorgen zu dürfen. Der Knabe hing mit großer Zärtlichkeit an ihr.

Dann hatte Anna noch ein Geheimnis, das sie selig machte. Jeden Abend, wenn sie schlafen ging, kam ihr lieber Mann, ihr Hans, zu ihr, und sie durfte mit ihm in freudiger Liebe vereint bleiben bis zum Morgen. Manchmal kam er auch am Tage, aber immer nur, wenn sie allein war.

In diesem Wahn fühlte sie sich froh, zufrieden, und die Bauern ehrten ihn mit ehrfürchtiger Scheu.

Der Xaver war fortgezogen und konnte seinen Gram bei einer braven Frau und vielen Kindern vergessen.

Die Zeit verging — Der Pfarrer und der Doktor wurden immer älter; aber ihre Freundschaft war noch besser geworden. Freilich fragten die Bauern beim Heiraten immer noch den Geistlichen statt den Mediziner. Aber es war auch kein Fall mehr vorgekommen, in dem das Gegenteil richtiger gewesen wäre.

Eines Tages trafen sich die Freunde, von Berufswegen heimkehrend, in der Nähe von Annas Hütte. Die beiden kannten aus den Fieberphantasien der Kranken ihre Wahnvorstellungen vor und während der Trauung.

Nun sahen sie Anna in heiterem Sinnen mit kleinen Kindern, die sie sich aus der Nachbarschaft geholt hatte, spielen. Der Doktor zog die Stirn kraus: ihm, dem Mediziner, behagte diese Lösung nicht ganz. Er dachte an die Anna von früher, an die Zeit ihrer ersten Ehe, und sagte traurig:

„Warum mußte dieser liebe Geist zerstört werden! Konnte der Gott, an den sie so fest glaubte, nicht ein Wunder tun?“

Der Pfarrer dachte, wie elend Anna vielleicht heute wäre, wenn ihr klarer Geist nicht im Schatten stünde, und sagte mit fester, überzeugter Stimme:

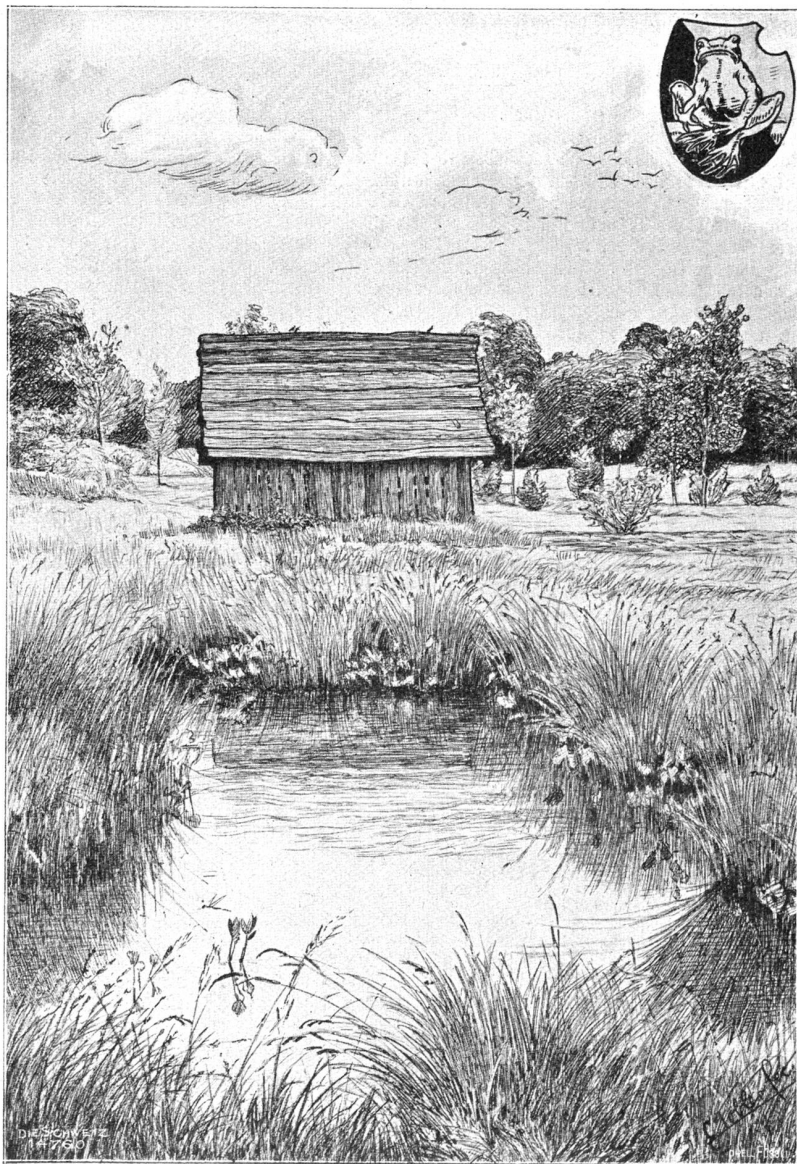
„Gott hat ein Wunder getan!“

Der Sankt Niklaustag in Saloniki.

Skizze von A. von Moor, Zürich.

Nachdruck verboten.

Mitten im Türkenviertel oben befindet sich das uralte, aus byzantinischen Zeiten stammende Kirchlein des heiligen Nikolaus. Von drei Seiten sondern niedere Lehmmauern den geräumigen Platz, auf dem nebst dem Kirchlein einige bescheidene, altmodische, von Griechen bewohnte Häuser stehen, von der Umgebung ab. Gegen die Gasse hin erhebt sich dagegen eine sehr hohe alte Mauer mit einem lottrigen Eingangspfortlein, hinter dem als Ueberbleibsel entchwundener Herrlichkeit zwei antike Marmorsäulen mit dem eingemeißelten byzantinischen Kreuze stehen. Das in der Mitte des grasbedeckten Platzes befindliche Kirchlein scheint vor Alter sich in den Boden verkriechen zu wollen. Auf dem niedrigen, ziegelbedeckten Kuppeldach sproßt ungleich langes Gras, wie Bartstoppeln auf einem alten Gesichte, und die kleinen vergitterten Fensterchen mit den trüben Scheiben zwinkern matt unter den sie treffenden Strahlen der Abendsonne. Ausgetretene Stufen,



Aus dem Ried bei Wallfellen (St. Zürich). Nach Federzeichnung von Ernst Tobler, Zürich.